

# Einführung



Maeves Kopf war stets voller Geschichten. In all den Jahren, in denen wir uns an dem langen Schreibtisch vor dem Fenster in unserem Arbeitszimmer gegenüber saßen, habe ich nicht ein Mal erlebt, dass sie auf den leeren Bildschirm gestarrt und sich gefragt hätte, wie sie anfangen sollte.

Sie stürzte sich auf die Tastatur wie ein Schwimmer ins Meer, und ihre Finger flitzten mit halsbrecherischer Geschwindigkeit über die Tasten, ohne auch nur ein einziges Mal innezuhalten, um einen Interpunktions- oder Schreibfehler zu korrigieren. Sollte die hinterhältige Maschine doch hin und wieder eine Seite oder zwei plötzlich verschluckt haben, hielt sie sich nicht lange mit technischen Tüfteleien auf. Schneller ging es, wie sie sagte, wenn sie den ganzen Absatz sofort wieder in den Computer tippte.

So entstand eine Vielzahl von Geschichten und Charakteren, denen sie in ihrem unangestregten, geradlinigen und feinfühligem Stil Gestalt und Sprache verlieh. Fast mühelos schien dies, so als setzte sie sich neben einen guten Freund und unterhielt sich mit ihm im Plauderton.

Sie würde kein bisschen besser schreiben, wenn sie langsamer schriebe, sagte Maeve immer – und genauso redete sie auch. Die Wörter sprudelten aus ihrem Mund, so eilig hatten sie es, ausgesprochen zu werden. Geschichten erzählen war ihr ureigenstes, magisches Talent, und neben ihren Romanen und Sammlungen mit Kurzgeschichten verfasste sie zahllose weitere Erzählungen für Zeitschriften und Magazine. Ich wusste, ihre treuen Leser würden sich freuen, viele dieser für sie noch

unbekannten Geschichten in Buchform in Händen halten zu können.

Und deshalb liegen sie nun alle in diesem neuen Band *Irische Sehnsucht* vor, ausgewählt und zusammengestellt von ihrer Agentin Christine Green und den Lektorinnen Juliet Ewers, Carole Baron und Pauline Proctor. Als Ausdruck ihrer immensen schöpferischen Leistung sind diese Erzählungen ebenso Beweis für Maeves Einfallsreichtum, den sie stets mitfühlend und opulent zu gestalten wusste, wie für ihr einzigartiges Talent, Geschichten zu erzählen – ihr Vermächtnis, das sie uns allen hinterlassen hat.

*Gordon Snell*

# Georgia Hall



Georgia war schon immer die geborene Anführerin gewesen. Früher in der Schule kopierte jeder ihren Stil. Als Georgia die Idee hatte, ihre Schulbücher mit einem roten Band zusammenzuschnüren, ließen alle ihre Schultaschen und Rucksäcke zu Hause und benutzten ebenfalls Bänder.

An der Universität war es nicht viel anders. Sie schien sich nicht einmal darum zu bemühen, aber jeder wollte alles so machen wie sie. Sie studierte Kunstgeschichte, laut ihrer Aussage ein nicht besonders anspruchsvolles Fach, aber sie war immer unter den Besten. Sie wohnte in einem kleinen Einzimmerapartment, das ihren eigenen Worten nach so furchtbar war, dass sie sich nicht vorstellen könne, jemand wolle *freiwillig* einen Fuß hineinsetzen. Und dennoch fand dort jeden Freitag eine kleine Party mit reichlich Alkohol statt, und die Leute taten alles, um dabei zu sein.

Auch Georgias Frisur saß immer perfekt. Im Vergleich zu all den anderen jungen Frauen, die praktisch jeden Tag einen *Bad Hair Day* hatten, sah Georgia aus, als käme sie geradewegs von einem teuren Coiffeur. Das stimmte allerdings auch. Jeden Freitag, wenn am meisten los war, arbeitete sie in einem Luxussalon und bekam dafür – außer einem guten Trinkgeld – ein Mal im Monat einen Super-Haarschnitt und ein Mal in der Woche Waschen und Föhnen.

Sie musste viel Zeit und Arbeit auf ihr Studium verwendet haben, weil sie unter der Woche abends nie ausging; dafür bewirtete sie am Freitagabend die *Crème de la Crème* ihrer Mitstudenten. Samstags zur Mittagszeit konnte man sie oft in ei-

nem Lokal am Fluss antreffen, umringt von College-Stars, und ihre Verabredungen an den Samstagabenden fanden nur in den besten Restaurants statt.

Schwer zu sagen, ob die Leute sie wirklich mochten. Schon damals hatte sie etwas Berechnendes an sich. Georgia war nie unbeherrscht oder vertraulich: Mit ihren großen grauen Augen sah sie einen abwägend an, als wollte sie ihr Gegenüber durchschauen und herausfinden, ob bei der Begegnung für sie selbst etwas herausprang.

Zumindest war das meine Meinung. Aber es war offensichtlich, dass ich mich nicht für Miss Georgia Hall erwärmen konnte.

Schließlich hatte sie mir James weggeschnappt, meinen Freund.

Man könnte natürlich sagen – und einige taten das wohl –, dass man ihn nicht gezwungen hatte, mich zu verlassen, dass ihm niemand eine Schlinge um den Hals gelegt oder die Pistole auf die Brust gesetzt hatte. James lief in jenem Herbst vollkommen freiwillig zu Georgia über.

Gerade noch waren er und ich spazieren gewesen und hatten fallende Blätter als Glücksbringer aufgefangen, und schon eine Woche darauf führte er sie – ausstaffiert mit einem neuen Sakko – in dieses teure Grillrestaurant aus, in dem wir noch nie gewesen waren, weil wir es uns nicht leisten konnten (und das er immer wieder als ziemlich protzig bezeichnet hatte).

Er verhielt sich in der ganzen Sache nicht besonders rühmlich. »Ich vermute mal, du hast es schon gehört«, sagte er betreten zu mir. Natürlich hatte ich es gehört. Am College lebte man wie auf einem Präsentierteller: Jeder erfuhr alles. Aber ich wollte ihm nicht die Genugtuung geben, zu erfahren, dass man es mir bereits gesteckt hatte.

»Was gehört?«, fragte ich. Das mit der Schauspielerlei sollte ich besser lassen. Für einen Oscar hätte es bei mir nie gereicht.

»Ich weiß doch, dass es dir jemand erzählt hat«, sagte er. »Ich sehe Georgia.«

»Natürlich siehst du Georgia.« Ich spielte die Ahnungslose, damit er gezwungen war, das auszusprechen, was ich bereits wusste.

»Nein, ich meine *sehen* im Sinne von – von miteinander gehen.«

»Oh ...«, sagte ich. Eine eher verhaltene Reaktion, nachdem ich ihn bis hierher ganz schön manipuliert hatte.

»Tut mir leid«, sagte James kleinlaut.

»Also, wenn es dir leidtut, mit ihr auszugehen – mit ihr zusammen zu sein –, warum machst du es dann?«, fragte ich.

»Nein, es tut mir nicht leid, mit ihr zusammen zu sein«, blaffte er zurück.

»Was genau tut dir dann leid?«, fragte ich, was natürlich kindisch war, aber ich war nun mal sehr verletzt. Ein wenig Rache stand mir schon zu.

»Dass ich dich enttäuscht habe, Moggie, das tut mir leid«, sagte er.

Ich muss auch noch mit diesem blöden Namen leben: *Moggie*. Ein Kosename für Margaret soll das sein. Erst viel später wurde mir klar, dass er ja nicht für alle Zeiten an mir kleben bleiben musste. Ich hätte mich zum Beispiel auch Georgia nennen können, aber als mir dieses Licht aufging, war es schon zu spät.

»Ich? Ich bin doch nicht enttäuscht.«

»Nicht?« Er sah ungeheuer erleichtert aus. Männer sind manchmal so simpel gestrickt.

»Nein, überhaupt nicht.«

Er schaute mich an, als hätte er mich noch nie im Leben gesehen.

Ich fragte mich, was er da eigentlich sah. Ich bin nicht hochgewachsen und grazil wie Georgia, ich bin eher pummelig, klein und robust. Meine Augen liegen meiner Ansicht nach zu eng beieinander, wodurch ich ein wenig finster wirke, vielleicht sogar kriminell, auch wenn James immer meinte, es sei albern,

mich selbst so herabzusetzen. Meine Haare sahen nie aus, als wären sie auch nur in die *Nähe* eines Luxusfriseurs gekommen, selbst wenn ich tatsächlich einmal zu einem gegangen wäre. Sie schienen ein Eigenleben zu führen und standen in alle Richtungen ab, wie es ihnen passte.

Im Gegensatz zu Georgia besaß ich auch keinerlei elegante Kleidung: Weder hauchdünne Schals noch schwingende Röcke. Immer nur den ewig gleichen Blazer und eine kleine Auswahl an Röcken und Hosen. Schließlich hatte ich mich für das langweilige BWL-Studium entschieden, nicht für die entrückte Welt der Kunstgeschichte.

Keiner, der seine fünf Sinne beisammen hatte, konnte James seine Wahl übel nehmen.

»Du bist unglaublich, Moggie, wirklich unglaublich«, sagte er bewundernd.

Und da hatte er wohl recht. Ich war unglaublich wütend.

Georgia schnurrte wie eine Katze, als wir uns das nächste Mal trafen, draußen vor dem Milchladen, wo sie den Käse für ihre freitägliche Abendgesellschaft kaufte.

»James hat mir erzählt, dass du absolut super reagiert hast«, sagte sie langsam und bedächtig. Liebend gern hätte ich die große Holzkiste neben uns hochgehoben und ihr über den Schädel gezogen. Es war mir ein echtes Bedürfnis, nicht nur eine momentane Laune. Aber ich hielt mich zurück.

Diese Romanze hat keine Zukunft, sagte ich mir, und dann kommt er auf Knien wieder zu seiner Moggie zurückgekrochen. Und ich werde ihn ein bisschen schmoren lassen, bevor ich ihn zurücknehme. Der Gedanke ließ mich schmunzeln.

»Wenn du lächelst, siehst du richtig nett aus, Moggie«, sagte Königin Georgia gönnerhaft.

Der Satz hing in der Luft, als sollte noch etwas folgen, etwas in der Art wie: *Wenn du dir nur die Zähne richten lassen würdest*, oder: *Wenn du nur nicht so mollig wärst ...* Es war an mir, die Lücke selbst auszufüllen.

Sie wird nicht ewig die Siegerin bleiben können, sagte ich mir und lächelte wieder.

Doch wie es aussah, sollte sie noch eine elend lange Zeit auf der Gewinnerstraße verweilen. Natürlich ließ sie James irgendwann fallen, der postwendend zu seiner Moggie zurückkam und sie anflehte, ob sie ihrem Herzen nicht einen Stoß geben und ihm verzeihen könne. Aber ich konnte es nicht. Ich wollte nichts mehr von ihm wissen.

Für mich war er nicht länger der großartige James, der gemeinsam mit mir die Welt verändern würde. Er war nur noch ein lächerlicher, eitler Kerl, dem es gefiel, dass die Ballkönigin ihm zugelächelt und vorübergehend eine Machtposition in ihrem Hofstaat eingeräumt hatte.

Und das Leben ging für uns alle weiter. Ich machte meinen Abschluss in Wirtschaftswissenschaften und arbeitete für ein Forschungsinstitut, wo wir gute Arbeit leisteten. Ich will zwar nicht behaupten, dass wir die Welt veränderten, aber auf jeden Fall gingen wir den Dingen auf den Grund und erstellten Fakten und Statistiken, mit deren Hilfe andere es versuchen konnten. Und James trat in eine ziemlich weit rechts beheimatete Anwaltskanzlei ein, die eine ganze Reihe von Großkonzernen vertrat, genau die Leute, die für uns früher die Bösen gewesen waren.

Und Georgia Hall?

Nun, Georgia wurde berühmt.

Mit ihrem guten Aussehen war sie praktisch wie geschaffen fürs Fernsehen, und so lud man sie immer wieder ein, um über den Ankauf eines Kunstwerks, über eine Neuentdeckung oder über das vielfältige Engagement eines Kunstmäzens zu sprechen. Dabei drückte sie sich stets klar und verständlich aus und schickte allem den Satz voraus: »Das ist jetzt aber nur meine Meinung«, was sie im Fall eines Fehlurteils absicherte und ihr andererseits alles Lob zusicherte, wenn sie richtiglag.

Sie war auch an der Herausgabe von Kunstbänden beteiligt.

Zwar munkelte man, jemand, der mit ihr zusammenarbeitete, wolle sie verklagen, weil sie, ohne eigentlich etwas beizutragen, alle Lorbeeren geerntet habe, doch das wurde alles vertuscht. Oder vielleicht war es nur Klatsch – ich war mit Sicherheit nicht die Einzige, die unter Georgia Hall gelitten hatte.

Manchmal erwähnte ich, dass ich sie aus der Schule und von der Universität kannte, aber bald hörte ich damit wieder auf. Jedes Mal wollte man Details über sie wissen, und mir wurde klar, wie wenig wir alle sie eigentlich wirklich gekannt hatten.

Hatte sie Geschwister? Keine Ahnung. Mit wem war sie wirklich befreundet? Schwer zu sagen, vielleicht mit Menschen, die etwas darstellten. Das war immer ihr Thema gewesen. Statt der großen Nummern im Debattier-Klub, der Theatergruppe, dem Ruder- oder Rugby-Klub fand Georgia ihre Freunde nun im Kunstbetrieb, in der Politik, unter Industriellen und sogar beim Adel.

Ihr kleines Einzimmerapartment hatte sie schon lange hinter sich gelassen, und irgendwo hörte oder las ich, dass sie eine *äußerst elegante* Wohnung in London besaß. Hätte ich mir denken können.

Wo immer man sie sah, fiel sie als *äußerst elegante* Erscheinung auf: auf der Rennbahn, in der Oper, bei der Biennale in Venedig, bei einer Benefiz-Veranstaltung für ein Kunstwerk, das auf keinen Fall ins Ausland verkauft werden durfte.

Fast könnte man meinen, ich sei über die Jahre von ihr besessen gewesen und hätte ihren kometenhaften Aufstieg verbittert und mit Argusaugen verfolgt. Doch das stimmt nicht. Ich war sehr beschäftigt und hatte wenig Zeit, an die Frau zu denken oder sie gar zu beneiden, die damals zu den allergrößten Hoffnungen Anlass gegeben hatte. Ich hatte mein eigenes Leben.

Die Stiftung, für die ich arbeitete, erregte großes Interesse in den Kreisen, mit denen ich sympathisierte und deren Wertschätzung und Anerkennung mir wichtig waren. Dann wurde



ich von einer kleinen, Erfolg versprechenden Organisation abgeworben, wo wir – auch wenn es nach Eigenlob klingt – Großartiges darin leisteten, Chancenungleichheit und Benachteiligung aufzudecken. Wir beschäftigten uns mit Klassenunterschieden, Bildung, Rasse, Religion, Vorurteilen und schlichter Ignoranz. Schon bald waren unsere Forschungsergebnisse sehr gefragt bei Universitäten, Enthüllungsjournalisten und der örtlichen Verwaltung bis hin zu Aktivisten, Geistlichen und Politikern. Und in dieser Organisation lernte ich Bob kennen.

Danach änderte sich alles für mich. Er hatte die gleichen Träume wie ich, war wie ich überzeugt, dass das Leben kurz war und man *sofort* handeln musste, wenn man die Welt verbessern wollte. Bob war ein tatkräftiger, begeisterungsfähiger Mann, der an das Gute in den Menschen glaubte. Man musste sie nur ein wenig ermutigen.

Er schien mich ziemlich gernzuhaben. Nein! Hör auf, dich selbst herabzusetzen. Er liebte mich.

Bob *liebte* mich.

Wenn er zu mir sagte, ich sei wunderschön, fragte ich ihn immer, ob er vielleicht ein Augenproblem habe. Ich rechnete nicht damit, für schön gehalten zu werden. Dass man mich für schwer in Ordnung, hart arbeitend und engagiert hielt, für jemanden mit dem Herz am rechten Fleck – akzeptiert. Aber *schön*? Nein, das ging zu weit.

Bob wurde dann immer ziemlich ärgerlich. »Margaret, noch ein Wort, und ich verdonnere dich dazu, mit einem Eimer über dem Kopf herumzulaufen, das verspreche ich dir. Du hast wunderschöne, samtbraune, gefühlvolle Augen – könntest du also bitte aufhören, daran herumzukritteln?« Und das tat ich dann auch, weil es für das große Ganze ziemlich unerheblich war, ob meine Augen zu eng beieinanderstanden oder nicht.

Und das Leben meinte es weiterhin gut mit uns. Anlässlich verschiedener Projekte war oft ein Foto von mir in der Zeitung, und meine Eltern waren stolz auf mich. Sie mochten Bob, und

nachdem ich sie oft genug mit Blicken durchbohrt hatte, hörten sie sogar auf, mich mit Fragen nach einem Verlobungsring zu löchern.

Bob und ich wohnten in einer kleinen Souterrainwohnung ganz in der Nähe unseres Arbeitsplatzes. Oft trafen wir uns zu Arbeitsbesprechungen in unserem Wohnzimmer, und genau dort kam uns die Idee für ein großartiges Projekt, das wunderbar funktionieren könnte. Architekten, Raumplaner und Bauunternehmer sollten mit ihrem Know-how Freiwillige dabei unterstützen, in Afrika Häuser zu bauen. Wir bekamen Fördergelder von allen möglichen Leuten, und viele Schulen kooperierten mit uns. Das Ganze beflügelte die Fantasie der Menschen.

Sogar die Kunstwelt zeigte Interesse und erklärte sich bereit, landesübliches Design und volkstümliche Wandmalereien zu fördern, um den einzelnen Projekten ein weniger funktionales Aussehen zu geben. Was uns jetzt noch fehlte, war jemand, der bei der Suche nach Sponsoren als öffentliches Gesicht der Kampagne fungierte.

»Eigentlich bräuchten wir jemanden wie Georgia Hall«, meinte Bob. »Wenn wir nur jemanden wüssten, der den Kontakt zu ihr herstellen kann.«

Ich dachte kurz nach, um dann laut zu fragen, ob sie sich überhaupt darauf einlassen würde.

»Das würde sie bestimmt«, erwiderte Bob überzeugt. »Da gehe ich jede Wette ein.«

Na, toll. Ich zögerte unverhältnismäßig lange, doch dann regte sich mein Gewissen.

Ich durfte Georgia Hall dieser Aktion nicht vorenthalten, bloß weil ich sie fürchtete, sie nicht ausstehen konnte und wir eine gemeinsame Vergangenheit hatten. Nein, ich war geradezu verpflichtet, Bob zu sagen, dass ich sie schon lange kannte.

»Du hast nie was gesagt!« Er war verblüfft.

»Du hast nie gefragt«, erwiderte ich lahm.

»Mein Leben ist ein offenes Buch für dich, aber du scheinst ja alle möglichen Geheimnisse vor mir zu haben«, beschwerte er sich. »Gibt es da noch mehr, was du mir verschwiegen hast? Bist du womöglich verheiratet? Bist du Millionärin, dealst du mit Drogen?«

»Okay, Bob, ich schreibe ihr einen Brief«, sagte ich.

Sie antwortete postwendend. Untröstlich, aber bereits zu viele Verpflichtungen ... leider absagen ... äußerst ehrenwerte Sache ... alle guten Wünsche. Dazu ein kurzes, handgeschriebenes PS.

*Dass du das bist, Moggie! Ich habe den Namen Margaret nicht gleich erkannt, ich hielt dich für jemand anderen. Aber wenn ich mir die Fotos anschaue, hätte ich es natürlich bemerken müssen.*

Dass sie mich immer und überall erkannt hätte, stand nicht da, aber das meinte sie vermutlich.

Zum Teil war ich erleichtert. Na ja, gut, seien wir ehrlich, ich war *total* erleichtert, dass sie es nicht machen wollte.

Bob blieb unbeeindruckt. »Keine Sorge, ich überrede sie schon«, sagte er zuversichtlich.

Während er sich anschickte, Georgia Hall zu kontaktieren, hatte ich das Gefühl, einen Bleiklumpen im Magen zu haben. All die Kompetenz und Entschlossenheit, die ich an Bob so bewunderte, waren mir nun zuwider, nachdem er eine fünfzehnminütige Besprechung mit ihr in einem Fernsehstudio durchgesetzt hatte. Mehr sei nicht drin für ihn, hieß es. Mehr würde er auch nicht brauchen, behauptete Bob.

Und der Erfolg gab ihm recht: Sie hatte zugestimmt.

»Sie ist sehr intelligent«, sagte er voller Bewunderung, als er heimkam. »Ganz schön aufgeweckt, diese Georgia.«

Ich sah ihn schweigend an, unfähig, zu sprechen. Das Blei aus meinem Magen war in meine Stimmbänder gewandert. Ich fragte mich, was Georgia wohl sah, wenn sie sich meinen Bob anschaute.

Bob war groß, hatte rotblondes Haar und Sommersprossen auf der Nase. Er hatte eine lockere, lässige Art, trug eine Cordjacke und ein gelbes Hemd mit offenem Kragen: Ganz und gar nicht der Typ Mann, mit dem sie sich sonst immer sehen ließ – weder war er weltmännisch noch raffiniert oder aalglatt.

Aber vielleicht war Bobs offensichtliche Redlichkeit neuerdings Mode; möglicherweise sah Georgia – die schon immer jeden Trend gerochen hatte – in ihm die Zukunft. Ein vertrautes Gefühl der Furcht beschlich mich, das jeden vernünftigen Gedanken blockierte. Würde ich mich wieder genauso verhalten? So tun, als wäre es mir egal, als sei ich nicht betroffen?

Hatte es letztes Mal funktioniert?

Nun ja, in gewisser Weise schon: James war zu mir zurückgekommen. Aber da wollte ich ihn nicht mehr. Bei Bob würde das nicht passieren. War James eine Studentenliebe gewesen, hatte ich mir Bob als erwachsene Frau für den Rest meines Lebens ausgesucht. Ich brauchte keinen Verlobungsring oder ein Reihenhaus, die meine Mutter als Garanten einer sicheren Verbindung ansah. Alles, was ich wollte, waren Bobs Liebe und unsere gemeinsamen Zukunftsvisionen.

Und jetzt passierte wieder genau dasselbe. Bei seiner Rückkehr hatte er gesagt, Georgia sei intelligent – *ganz schön aufgeweckt*, was immer das heißen sollte. Jedenfalls war es der Beweis, dass letztlich nur das Äußere zählte. Wie hatte ich all die Jahre über nur so blind sein können?

An diesem Tag ließ ich mir in einem teuren Laden die Haare schneiden. Der Stylist war ein angenehmer Zeitgenosse, der mir erzählte, dass er und ein paar Freunde als ehrenamtliche Mitarbeiter nach Afrika gehen wollten, um dort Unterkünfte zu bauen. Er hatte ein Zeitungsinterview mit mir gelesen und mich wiedererkannt.

Nach dem Haarschnitt ging es mir besser. Ich erwähnte dem Friseur gegenüber, dass ich meiner Ansicht nach nun weniger schrecklich aussähe als vorher, woraufhin er verunsichert

lachte, als hätte ich einen Witz gemacht. Als ich ihn fragte, was er tun würde, wenn er meine kleinen Augen hätte, erwiderte er, seiner Meinung nach seien bei mir sowohl Augen als auch Herz riesengroß und hätten schon ganz viel Gutes bewirkt – was mich so rührte, dass mir dicke Tränen in meine kleinen Augen stiegen und er mir ein Taschentuch geben musste.

Bob traf sich mit Georgia bei ihr zu Hause, um die Details der Aktion zu besprechen.

Den ganzen Tag über versuchte ich, mich auf die Arbeit zu konzentrieren, aber es fiel mir unheimlich schwer. Und später, als er anrief, um mich wissen zu lassen, dass Georgia für sie beide bei sich zu Hause kochen wollte, fiel mir sogar das Atmen schwer.

Als er nach Hause kam, bewunderte er als Erstes meine Frisur.

»Sieht sehr schön aus«, sagte er, weiter nichts.

Vermutlich aus schlechtem Gewissen. Aber ich lächelte matt und hörte mir an, wie er mir von ihrem Scharfsinn, ihrer Raffinesse und tausend anderen guten Eigenschaften vorschwärmte, die er anscheinend an ihr entdeckt hatte.

Tags darauf wollte sie zu uns ins Büro kommen und das Team kennenlernen und nächste Woche nach Afrika reisen.

»Das wird uns einiges kosten, wenn man bedenkt, welche Ansprüche sie hat«, sagte ich säuerlich.

»Aber nein, sie besteht darauf, alles selbst zu bezahlen«, erwiderte er. Er war ihr also bereits verfallen, genau wie alle anderen. Plötzlich verstand ich, warum es Heiler in allen möglichen Gestalten gab und immer noch gibt – als Kummerkasten-tanten, Berater, Lifestyle-Gurus, alles Menschen die einem dabei helfen sollten, einen noch besseren, noch stärkeren Zauber zu finden, um den Konkurrenten aus dem Feld zu jagen.

Bob redete immer noch über Georgia. Er schien ihre häusliche Umgebung überhaupt nicht wahrgenommen zu haben, nur sie und jedes ihrer Worte.

»Sie hat nur Gutes über dich gesagt«, meinte er dann.

Wie konnte sie es *wagen*, über mich zu reden, bevor sie meinen Platz einnahm! Ich ertappte mich bei Mordgedanken – gleich morgen, wenn sie ins Büro kam, würde ich sie umbringen. Ich könnte sie ans Fenster locken und hinausstoßen. Oder sie einfach die Treppe hinunterwerfen. Besser ging es mir damit nicht, aber wenigstens wurde ich müde und war im Handumdrehen eingeschlafen.

Am nächsten Tag zog ich mich schick an und legte dickes Make-up auf – aber wie immer blieb Georgia Hall unberechenbar. Sie trug ausnahmsweise Jeans und einen schlichten Pullover und hatte ihr glänzendes blondes Haar mit einem Gummiband zusammengefasst. Geduldig hörte sie zu, als die einzelnen Mitarbeiter unseres Teams beschrieben, welche Arbeit in einer afrikanischen Township geleistet wurde, und ihre grauen Augen wurden dabei immer größer.

Als ich hereinkam, taxierte sie mich von oben bis unten und gab mir das Gefühl, ein wertloser Kunstgegenstand zu sein, den sie sogleich als Fälschung entlarven würde.

»Wirklich, Moggie, was für einen wunderbaren Arbeitsplatz du doch hier hast«, sagte sie.

Die anderen sandten mir neidische Blicke zu. Für sie war diese Frau ein Zauberwesen ... ihnen war entgangen, dass der zweite Teil des Satzes noch irgendwo in der Luft hing und ungefähr folgendermaßen lautete: *wenn man bedenkt, was für ein hoffnungsloser Fall du bist, dumm und dick ...*

Und wie ich bereits vorher wusste, war Bob für sie das Wunderbarste an diesem wunderbaren Ort.

»Was für ein Macher!«, sagte sie am Ende seiner Rede über die Arbeit mit den afrikanischen Dorfgemeinden. »Er sollte eine eigene Fernsehsendung bekommen«, säuselte sie. »Bei der Ausstrahlung.«

Mir war schwindlig. Es würde direkt vor meinen Augen geschehen, und ich würde tatenlos zusehen müssen. Bob war

kein Macher, er war überzeugt von dem, was er sagte. Doch unter ihrem schlechten Einfluss würde er bald zu einem Selbstdarsteller mutieren, und alles, wofür er gekämpft hatte, wäre verloren.

Ich habe sie natürlich nicht umgebracht; dafür war ich zu müde und zu traurig. Wahrscheinlich brachte ich den Tag – der sich eher wie achtzehn Monate anfühlte – wie auf Autopilot hinter mich. Er schien einfach kein Ende zu nehmen. Und wie ich mir schon gedacht hatte, begleitete Bob sie nach Hause, um noch einmal alle Informationen mit ihr durchzugehen, damit sie für das Interview am Flughafen gerüstet wäre; ihr Flug nach Afrika ging gleich am nächsten Morgen.

Ich wartete auf seinen Anruf, darauf, dass er mir mitteilen würde, er wolle sie begleiten, alles *organisieren* und beaufsichtigen. Natürlich würde er nicht sagen, dass er dabei sein müsse, *um ihre Hand zu halten*, doch genau darauf lief es schließlich hinaus.

Als das Telefon klingelte, war ich vorbereitet.

Aber Georgia war dran. Er hatte doch tatsächlich Georgia Hall gebeten, mich anzurufen. Er brachte es nicht einmal fertig, es mir selbst zu sagen. Er wusste, wie schwer es mich treffen würde, also musste sie es für ihn tun.

»Ach, Moggie« – eine Stimme weich wie Samt –, »du hast sooo ein Glück, Moggie, aber ich habe dich ja schon immer beneidet. Immer schon, von Anfang an.«

»Tja, mag sein.« Offensichtlich rechnete sie mit heftigem Widerspruch, nach dem Motto: *Unsinn, Georgia, du warst es doch, die wir alle beneidet haben, damals wie heute*. Also beschloss ich, das Spiel mitzumachen, so verrückt es auch sein mochte, und das Objekt der Bewunderung zu mimen.

»Du hattest immer alles: Eltern, die sich um dich kümmern und zu den Schulaufführungen kamen, die sich dafür interessierten, welche Fortschritte du machtest, kleine Brüder, die zu dir aufschauten. Und an der Uni hattest du einen tollen

Freundeskreis – *echte* Menschen, nicht nur *Wichtigtu*er. Jetzt hast du eine Arbeit, die etwas zählt, die einen Wert hat, statt immer nur Äußerlichkeiten zu bedienen, wie es mein Job ist.«

Daher also piffte der Wind: Weil mein Leben ein einziges Zuckerschlecken gewesen war, sollte ich zugunsten der armen Georgia, die nie etwas hatte, ohne Murren auf Bob verzichten.

»Ja, und?« Eiseskälte lag in meiner Stimme.

»Bob bat mich, dir auszurichten, dass er auf dem Heimweg ist, von unterwegs aber noch was zum Essen mitbringt. Das nenne ich *wahre* Liebe.«

Was für eine Heuchlerin! Hätte ich es nicht besser gewusst, hätte ich fast geglaubt, dass sie mich tatsächlich beneidete. So aber war mir klar, dass er bald mit dem Essen hier sein, mir aber kaum, dass wir den Wein geöffnet hätten, sagen würde, dass er sie begleiten müsse.

Als er dann kam, sprudelte er nur so über vor Ideen für die morgige Pressekonferenz am Flughafen und fügte hinzu, er hoffe nur, dass Georgia dabei nicht so einen Riesenzirkus veranstalten würde.

»Vielleicht liegt es an mir, womöglich bringe ich das Schlimmste in ihr zum Vorschein. Aber mal im Ernst, sie ist doch wirklich ein schwieriger Fall, oder?«, meinte er.

Ich hatte nicht die geringste Ahnung, worauf er hinauswollte.

»Ich weiß, eigentlich sollten wir Mitleid mit ihr haben«, argumentierte er. »Aber sie führt so ein oberflächliches Dasein und denkt immer nur an sich selbst. Immer muss sie im Mittelpunkt stehen: Was die Leute von ihr halten, was sie anziehen soll, wie sie den Anschein erwecken könnte, sich mit afrikanischer Volkskunst auszukennen – von der sie übrigens nicht die geringste Ahnung hat. Ob sie wohl je mit einem Orden oder einem Ehrenzeichen ausgezeichnet wird? Fragen über Fragen! So etwas macht einen doch wahnsinnig! Kein Wunder, dass du mir nie von ihr erzählt hast.«



Er hatte den Wein inzwischen entkorkt, aber noch nicht verlauten lassen, ob er morgen mit ihr abreisen würde. Doch das käme sicher noch; er wollte mich erst einmal besänftigen, indem er mir erklärte, wie schwach und kraftlos sie war, viel zu schwach, um allein dorthin zu fahren.

Doch er sprach es immer noch nicht aus, und bis zum Ende der Mahlzeit redeten wir weiter über die mediale Aufmerksamkeit, die das Projekt durch sie bekommen werde, und wie traurig es doch sei, zu solchen Tricks greifen zu müssen, um gute Menschen zu guten Taten anzustiften.

Und dann sagte er auf einmal: »Den ganzen Abend über, bei dem einzig und allein ihr Ego und ihr Selbstmitleid im Mittelpunkt standen, sagte sie nur ein einziges Mal etwas wirklich Interessantes, und zwar, dass sie dich immer darum beneidet hätte, wie sicher du dir in allem warst – was du einmal werden wolltest, dass deine Familie und Freunde immer für dich da wären, in deinem Glaube, dass man die Welt verbessern könne. Sie gab zu, immer nur auf Äußerlichkeiten bedacht gewesen zu sein, und dass das nicht unbedingt die richtige Art zu leben war.«

»Das alles hat sie dir anvertraut? Sie muss wirklich eine hohe Meinung von dir haben!« Ich wunderte mich sehr.

»Nun ja, ich habe sie natürlich von Anfang an durchschaut. Ich habe sofort gesehen, dass ihr Image das Wichtigste für sie ist. Damit habe ich sie überzeugen können. Ich habe ihr nämlich klargemacht, dass ihr Stern im Sinken begriffen ist, dass sie zu abgehoben und unbeteiligt wirkt, weil sie nur noch auf der Rennbahn, bei Premieren und auf Partys zu sehen ist. Es sei an der Zeit, sich mit substanzielleren Dingen zu befassen, habe ich ihr erklärt, sie müsse sich für etwas engagieren – und sie hat es mir abgekauft.«

Er lächelte vergnügt.

»Wir kriegen jetzt viel mehr Unterstützung, es werden mehr Häuser gebaut, und generell steht unser Projekt viel

besser da, aber, du meine Güte, zu welchem Preis. Komm her und drück mich, das wird mich aufmuntern.«

Als ich ihn umarmte, konnte ich über seine Schulter hinweg mein Spiegelbild erkennen. Vielleicht lag es am Licht, aber möglicherweise hatte ich ja doch schöne samtbraune, gefühlvolle Augen ...